

## Der Altar des Athenatempels in Priene.

Vortrag, gehalten im Verein von Altertumsfreunden am 15. Juli 1923

Von

**Armin von Gerkan.**

(Hierzu Taf. I—III.)

Während der berühmte Tempel der Athena Polias in Priene seit dem Jahre 1765 mehrmals untersucht worden ist, hat der zugehörige Altar sich lange Zeit keiner Beachtung erfreuen dürfen. Erst 1868 hatte R. P. Pullan seine Reste freigelegt, sie jedoch weder genauer aufgenommen, noch überhaupt mit Sicherheit als Altarbau erkannt. Er bezeichnet sie als das Fundament eines länglichen Bauwerks aus griechisch-römischer Zeit, zu welchem untere und obere Profile, aber keine Steine des Oberbaues gefunden seien, eine Rekonstruktion sei daher nicht möglich (Ant. of Jonia IV, 30). Seine einzige Zeichnung auf dem Übersichtsplan (das. Tafel V) gibt einen vervollständigten Grundriss in Gestalt eines Rechtecks von 43,8 Fuss Länge mit ringsum angeordneten Wandpfeilern, elf an den Lang- und sechs an den Schmalseiten. E. Falkeners Situationsplan aus dem Jahre 1845 (das. Tafel III) enthält in kleinem Masstabe denselben Altar, doch wäre es möglich, dass Pullan das Blatt hier vervollständigt hat. In der Beschreibung der Tafel III (das. 32) gibt J. Fergusson die Masse mit 43 zu 23 Fuss, die der Wahrheit sehr nahe kommen, aber offenbar abgerundet sind. In Abhängigkeit von den unklaren Angaben Pullans lässt auch Fergusson die Frage nach der Zweckbestimmung des Fundaments offen. Pullans Wortlaut lässt nicht erkennen, ob das Fuss- und Krönungsprofil des Unterbaus in situ gefunden worden sind, Fergusson aber sagt ausdrücklich „flat moulding runs all round“. Wir brauchen das aber nur auf das Fussprofil zu beziehen, mit der Einschränkung, dass die Westseite entweder nicht völlig freigelegt oder damals bereits zerstört war, und dass das Profil zusammen mit den Pfeilervorsprüngen hier ohne Berechtigung ergänzt worden ist. Des weiteren sagt auch Fergusson, der Bau wäre nach seinen Architekturformen jünger als der Tempel selbst. Die englischen Forscher haben von sicher zugehörigen

---

historic tombs of Knossos geschilderten drei Typen des Felsenkammergrabs, des Schachtgrabs mit Kammer und vor allem des Schachtgrabs mit Grube die nächsten und sicherlich nicht zufälligen Parallelen zu den phönikischen Verhältnissen.

Teilen nur das Fussprofil, allenfalls noch das Deckgesims des Sockels bekannt, aber leider nichts davon vermessen oder auch nur genauer beschrieben. Das Versäumnis ist kaum wieder gutzumachen. Schon im Jahre 1873 fanden O. Rayet und A. Thomas eine weitgehende Zerstörung des Tempels vor, die vielleicht auch die Reste des Altars unkenntlich gemacht hatte. Sie bringen in ihrem Bericht (*Milet et le golfe Latmique II*, 9) nichts Neues von diesem Bauwerk, setzen es aber ohne weitere Begründung ebenfalls in eine Spätzeit.

Als die Ausgrabungen der Berliner Museen im Jahre 1895 unter Th. Wiegands und H. Schraders Leitung begannen, waren vom Altarbau nur noch die unvollständige Euthynteria und einige Schichten der Kernfüllung erhalten. Erst jetzt wurde dem Altar mehr Aufmerksamkeit gewidmet, mit dem schönen Erfolg, dass das System des Oberbaues nun mit Sicherheit ermittelt wurde, was bei der ungleich besseren Erhaltung vor 30 Jahren ohne Pullans konsequente Oberflächlichkeit entschieden noch viel leichter möglich gewesen wäre. Die Aufräumung der weiteren Umgebung ermöglichte die Feststellung, dass nur dieses Bauwerk, genau westlich in der Mittelachse des Tempels gelegen und von der gleichen Orientierung nach den astronomischen Himmelsrichtungen, der Altar sein konnte.

Allein auch Schraders Ausgrabungsbericht im Prienewerk kann nicht als abschliessende Publikation bezeichnet werden, sondern nur als Ergänzung und Berichtigung der älteren Forschungen. Vom Übersichtsblatt Tafel IX hebt Schrader ausdrücklich hervor (Priene, 84), dass ihr Pullans Tafel V zu Grunde liegt, und leider ist das in so hohem Masse der Fall, dass weder der Abstand des Altars vom Tempel zahlenmässig festgestellt, noch das Plattenpflaster des Vorplatzes korrigiert worden ist: die Bahnen der Marmorplatten längs den Schmalseiten des Altars sind so gezeichnet, als wenn sie, im Widerspruch zum tatsächlichen Sachverhalt und zu Schraders Bericht selbst (Priene, 127), unter der Sockelstufe des Altars verschwänden. Mit Ausnahme eines schematischen Querschnittes (Priene, Abb. 92) fehlen Aufnahmen des Bestandes, und etwa unveröffentlichte Zeichnungen sind auch in den Archiven des Museums nicht vorhanden, d. h. sie sind überhaupt nicht angefertigt worden. Leider hat auch keine der zahlreichen photographischen Aufnahmen den Altar miterfasst, um so für die Untersuchung einen gewissen Ersatz zu bieten, denn das Panoramabild (Priene, Tafel VIII) ist dazu viel zu undeutlich. Die anderen Skizzen des Berichtes sind keine Aufnahmen, sondern allein Erläuterung zur Rekonstruktion, die Schrader vorschlägt, dazu in manchen Einzelheiten anfechtbar, sodass wir nicht umhin können, den Aufbau des Altars nochmals durchzusprechen.

Aus den wenigen erhaltenen Werkstücken hat Schrader das Architektur-system im allgemeinen richtig ermittelt in Gestalt einer etwa 3,10 m hohen ionischen Säulenstellung, deren Stützen im unteren Teil Halbsäulen mit zwischengestellten Statuensockeln bildeten, höher aber als Vollsäulen emporstiegen und etwa 1,50 m hohe Frauenstatuen über den Sockeln umrahmten.

(Priene, Abb. 91—98.) Bei einer Jochweite von 1,20 m ergaben sich für die Front elf, für die Schmalseiten sechs Säulen. Diesen Säulenbau setzt Schrader nun, obwohl er eine Verwandtschaft mit dem pergamenischen Altar nicht verkennt (Priene, 126), unmittelbar, nur von zwei Stufen getragen, auf das Fundament, verführt von der überraschenden Ähnlichkeit des sidonischen Klagefrauensarkophages in Konstantinopel. Die Analogie darf aber nicht zu sehr angespannt werden. Wenn auch Schrader sich zur Datierung des Baues sehr unbestimmt äussert (Priene, 126) — allein das Vorhandensein der attischen Säulenbasen hätte seine Zweifel an dessen spätere Entstehung zerstreuen müssen —, so ist auch ohne grossen Zeitunterschied ein Sarkophag seiner Bestimmung nach von einem Altar grundverschieden: ein Sarkophag ist ein Schrein, ein Hohlkörper, der die Gestalt eines Hauses haben kann, aber mit einem ausgebildeten Dach als abnehmbarem Deckel, und das Ganze ist nur das räumliche Abbild eines Hauses, an welchem, wenn wir auf die Illusion eingehen wollen, die Frauenfiguren nicht als plastischer Schmuck, sondern als lebendig zu denken sind; der Altar dagegen ist ein wirklicher Säulenbau, der auch nichts anderes vorstellen soll, als was er tatsächlich ist, und mit Statuen geschmückt ist, welchen allein innerhalb des wirklichen architektonischen Rahmens die Bedeutung einer bildlichen Darstellung zukommt. Dass ein solcher Bau die Gestalt eines Tempels haben könne, ist an sich schon ein Irrtum des modernen Empfindens, aber Schrader steigert die unzulässige Formgestaltung noch dadurch, dass er dem Quasi-Tempel, der doch das ausschlaggebende Schmuckmotiv des Altars bildet, die Rolle eines Unterbaues zuweist, einer Terrasse, auf dem sich erst die Opferstätte erheben sollte, während das Beispiel von Pergamon uns lehrt, dass solche Säulenhallen die monumentalen Altäre umgaben. Abgesehen von künstlerischen Bedenken und dem Fehlen derartiger Lösungen im Altertum, erhält der Unterbau dadurch eine solche Höhe, dass der notwendige Treppenaufgang selbst bei einer Steigung von  $43^{\circ}$ , wie Schrader ihn skizziert, die halbe Tiefe des Baues beansprucht und für den Brandplatz und seine notwendige Umhegung nur 3 m übrig lässt. Um mehr Platz zu gewinnen, hat A. Zippelius in seinem grossen Schaubild von Priene anstatt der einen breiten Freitreppe zwei symmetrische schmale Aufgänge angeordnet, die dann weniger steil verlaufen können, ein Notbehelf, der auch zu keinem annehmbaren Resultat führt, denn die Jochweite von nur 1,20 m verlangt eine Treppenbreite von zwei Jochen, mit je einem Joch am Ende als Wange, und es blieben für den Altarplatz nur vier Joch oder 4,80 m übrig; der Brandaltar selbst aber könnte nur 2,50 m lang werden. Schrader hatte die Schwierigkeit empfunden, ohne sie beseitigen zu können, denn auch die Erwägung, dass die Treppe irgendwie geteilt und rechtwinklig umbiegend angeordnet sein könnte, würde keine wesentliche Ersparnis an Platz ermöglichen<sup>1)</sup>. Dass der

1) Der Vergleich mit der angeblich ähnlich gestalteten Feuerstätte des grossen Altars zu Pergamon ist nicht entscheidend, weil ihre Form ebenfalls auf eine schwerlich zutreffende

Aufgang in der Mitte der Westseite gelegen hat, geht aus der Gestalt des Füllmauerwerks unzweifelhaft hervor.

In seiner bisherigen Ergänzung hat der Altar der Forschung nur Unbehagen bereitet, denn damit wird man es wohl zu erklären haben, dass er in der Literatur keine besondere Rolle spielt; gleichwohl aber ist mir nicht bekannt, dass bisher in der Öffentlichkeit dagegen Stellung genommen wäre. Nur W. Dörpfeld hat im September 1919 dem Bau eine nicht veröffentlichte Untersuchung gewidmet und darin die Grundlagen des Aufbaues in den Hauptlinien richtig festgestellt. Er ergänzt einen glatten Sockel mit Fuss- und Krönungsprofilen von acht Stufen Höhe, darüber die Säulenstellung in der bekannten Form, auf einer Stylobatstufe stehend, und ähnlich, wie in Pergamon, eine Reihe von Säulen auf dem oberen Ende der Freitreppe in der Flucht der dritten Säule der Schmalfront. Es entsteht dabei im Innern ein langgestreckter Hofraum von etwa  $3 \times 10,5$  m, in welchem der lange Brandaltar jedoch nur schwer unterzubringen ist, da die offene Säulenreihe der Front den Raum stark beschränkt. Diese Säulenreihe bestimmte Dörpfeld, der Freitreppe eine Tiefe von insgesamt sieben Stufen zu geben, bei einem Stufenprofil von schätzungsweise  $0,24 \times 0,40$  m und einer Breite der Treppe von acht Jochen, so dass für die Wangen an beiden Seiten je ein Joch übrig bleibt: wohl mit Recht entscheidet sich Dörpfeld für diese Lösung,

Ergänzung Schraders beruht (Sitz.-Ber. Akad. Berlin 1899, 612 f.; Arch. Jahrb. 1900, 107<sup>10</sup>), die von J. Schrammen, obzwar mit Vorbehalt besprochen, dennoch zeichnerisch verwertet ist (Alt. v. Perg. III, 1, 67 f., Tafel XVIII, XIX). Eine rechtwinklig umbiegende Doppeltreppe, wenn sie auch am Altar der Hieron in Syrakus tatsächlich gesichert wäre, braucht als dorische Form noch nicht im Osten wiederzukehren, denn dorisches und jonisches Wesen bezeichnet nicht nur eine zufällige Stilverschiedenheit, sondern einen Kulturunterschied, welcher sich gerade an Kultbauten am längsten zu halten pflegt. Auch die zahlreichen Eckstücke des Gebälks verlangen diese Lösung durchaus nicht. Bei den grossen Abmessungen der Brandstätte genügt die bequeme Reichhöhe von höchstens 1,20 m schon für das verhältnismässig hohe Gesims nicht. Es war also, um den Altar zu heben, eine gewisse Anzahl von Stufen nötig, die auf den Standplatz des Priesters hinaufführten; diese Stufen erstreckten sich am natürlichsten auf die ganze Länge des Altars und mussten an beiden Enden von vorspringenden Wangen abgeschlossen werden, welche nach den Gesimsresten etwa 0,90 m breit waren. Die Gesamthöhe des Altars kann höchstens 3 m betragen haben, weil die Darstellung auf der Severusmünze (Alt. v. Perg. III, 1, 5) diesen Teil eher unverhältnismässig vergrössert haben würde, ihn aber tatsächlich niedriger als den Hallenbau wiedergibt. Unter Wahrung der bisher angenommenen Grundrissmasse von ca.  $7 \times 15$  m erhalten wir einen Stufenbau von etwa 2 m Höhe, einen 1 m breiten Standplatz und einen Opferplatz von 1 m Höhe, 3 m Tiefe und 14 m Länge. Er war gewiss nicht von Statuen umgeben, wie auch F. Winter betont (Alt. v. Perg. VII, 2, 163), sondern, nach den rechteckigen Standspuren auf den Gesimsplatten, von einem krönenden Bande mit Volutenecken, wie es für jonische Altäre typisch ist. Von der Wange eines ähnlichen Altars stammt das schöne Werkstück mit dem Sphinxrelief aus Milet in Berlin (B. Schroeder, Beschreibung der Skulpturen, 1922, n. 1614; vgl. A. Jolles und F. Krischen, Polykrates, 59, 61) und auch aus hellenistischer Zeit ist mir ein Wangengesims aus Milet bekannt, welcher bei 0,50 m Ausladung zu einem Opferfisch von 1,18 m Tiefe gehört. Anstatt einer Feuerstätte rekonstruiert Schrader in Pergamon eine zweite Altarterrasse, die ja schon im grossen Unterbau vorhanden ist, während die Frage nach dem Opferherd nach wie vor offen bleibt, und ähnlich verhält es sich mit dem Altar in Priene.

da die Breite zweier Joche jedesmal einen kleinen Nebenraum dahinter ergeben würde, für den weder eine Analogie, noch ein Zwck anzugeben wäre. Die Jochweite könnte etwas weniger als 1,20 m betragen, damit der Oberbau auf dem Fundament, abzüglich der Sockelausladung, genügend Platz findet.

Bei schärfster Ausnutzung des Materials ist es jedoch möglich, die Ergänzung, wenn auch in veränderter Gestalt, mit Hilfe von Pullans Tafel V und metrologischen Erwägungen in viel weitergehendem Masse zu begründen und sicherzustellen<sup>1)</sup>. Wir müssen dabei vom gesicherten System des Oberbaues ausgehen. Als Baumass haben wir den attischen Fuss von 0,2957 m voranzusetzen, der am Tempel selbst bereits nachgewiesen ist und für die bekannten Werkstücke des Altars derart genau passt, dass seine Anwendung sich schon im Laufe der Untersuchung von selbst begründet.

Für die Weite der Säulenstellung sind die Statuensockel massgebend, von denen bei der Ausgrabung sechs gefunden sind (Tafel II, 1—3). Schrader gibt ihre Breite mit 0,91 m an, die Dicke bis zur rauhen Rückseite mit 0,31 m, die Höhe mit 0,86 m. Dieses Mass, vielleicht nur an einem Stück gemessen, hat vielleicht 0,887 m oder 3 Fuß betragen: solche Ausführungsfehler sind beim Bau ohne Weiteres möglich und können, falls der Vergleich an anderen Exemplaren nicht mehr möglich ist, mit Hilfe der metrologischen Nachprüfung, welche die idealen Entwurfsabmessungen wiederherzustellen hat, leicht beseitigt werden. Die Werkstücke haben Sockelprofile von der in Priene meist gebräuchlichen Form einer flachen Hohlkehle und einer umgekehrten lesbischen Welle mit den nötigen Zwischengliedern und darüber dem Ablauf; die Masse sind nicht verzeichnet, sondern nach der leidlich grossen Wiedergabe der Publikation abgegriffen (Abb. 1; Priene, Abb. 93). Der obere Rand trägt das ebenfalls übliche Abschlussprofil aus Anlauf, flachem Kyma und Hohlkehle mit Plättchen, welches jedoch überall abgestossen ist. Das Fussprofil ist an beiden Enden rd. 9 cm weit weggeschnitten, und die glatte Stirnfläche des Sockels lässt hier den durch Korrosion entstandenen Abdruck einer 0,20 m hohen attischen Säulenbasis erkennen. Der Säulenschaft deckt den Rand des Sockels, welcher leicht abgekantet ist, um einen Betrag, der von Schrader in wenigen Zeilen hintereinander mit 20, 10 und 15 mm angegeben wird, so dass vom Sockel die Breite von 0,87—0,89 m sichtbar blieb. Auch hier ist das Fussmass 0,887 m = 3 Fuss unverkennbar, die Kante muss daher bei einer übrigens kaum genau eingehaltenen Gesamtbreite von 0,91 m 1,2 cm betragen haben. Das ist aber die wahrscheinliche Tiefe der Kanneluren vom zugehörigen Säulenschaft: der Sockel verschwand also hinter dem letzten Steg des Schaftes, und daher waren, der Rundung der Furchen entsprechend, seine Ränder abgeschrägt, während die Säule, um keine Lücke zu hinterlassen, zwischen beiden anstossenden Sockeln einen rechteckig einbindenden Ansatz gehabt haben muss (Tafel II, 3).

1) Die Untersuchung ist mir durch F. Krischens Teilnahme in hohem Masse erleichtert worden. Wenn sein Anteil sich im Einzelnen auch nicht ausscheiden lässt, so sei doch erwähnt, dass ich die Verantwortung für das Ganze durchaus übernehme.

Aus der bekannten unteren Breite des Architravs von 0,267 m hat Schrader auf eine Säulenstärke von etwa 0,30 m geschlossen und so zwei Bruchstücke von unteren Säulenstümpfen als zugehörig erkannt. Eines von ihnen ist abgebildet (Priene, Abb. 97), leider ohne Masse, so dass die genaue Form der Basis nicht ermittelt werden kann. Es sind das Ecksäulen, deren zwischen zwei Sockeln einbindende Ecke die erforderliche rechteckige Gestalt hat. Schrader zeichnet sie aber so, als wenn in den Säulenachsen nicht Furchen, sondern Stege lägen. Eine so ungewöhnliche Gliederung der Säule kommt vor, wenn sie durch die Umstände geboten wird<sup>1)</sup>, und wäre daher nicht von der Hand zu weisen, ist aber doch so auffallend, dass sie besonders hervorgehoben werden müsste. Wenn Schrader aber schweigt, so ist es viel wahrscheinlicher, dass hier ein Zeichenfehler vorliegt, den er selbst übersehen hat, da er die Säulen im Aufriss völlig normal darstellt (Priene, Abb. 96). Tatsächlich läge auch kein Grund zu dieser Abweichung vor, so

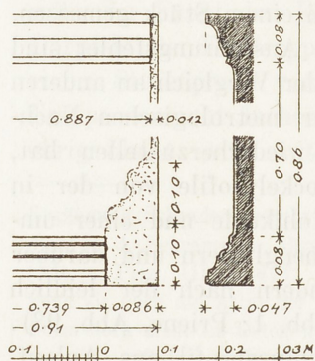


Abb. 1. Profile der Statuensockel.

dass die Darstellung Tafel II, 3 zutreffend sein dürfte und die Halbsäulen bis zum inneren Rande des der Querachse zunächst liegenden Steges überhöht waren. Bei der notwendigen Kannelurenbreite von 3,8 cm, wovon etwa 1 cm auf den Steg fällt, lag die vordere Sockelfläche 2,4 cm hinter der Säulenachse, die Profile des Sockels aber luden nicht über der Vorderkante des folgenden Steges aus. Wahrscheinlich hat die Vorderfläche des Sockels aus dem Grunde keine Verjüngung, weil diese mit der Kannelierung der Säulen in Konflikt kommen müsste, wir können daher der Darstellung im Prienerwerk (Abb. 93, 96) Vertrauen schenken. Anstatt des runden Masses von 0,30 m dürfen wir für die Säulenstärke den genauen Betrag des Fusses von 0,2957 m setzen und erhalten entsprechend für die Plinthe der Basis  $1\frac{1}{2}$  Fuss oder 0,444 m, d. h. für die Ausladung des Profils 7,4 cm, was mit der Furchentiefe des Schaftes dem oben genannten Mass am Statuensockel, 9 cm, gut entspricht. Für die Jochweite erhalten wir im Ganzen 4 Fuss oder 1,183 m, etwas weniger, als Schraders rundes Mass von 1,20 und entsprechend Dörpfelds aus anderen Gründen gestellten Forderung.

Man könnte auch in der Dicke der Sockel von 0,31 m das Fussmass vermuten, allein der Unterschied von 3,8 cm, einschliesslich des Abstandes des Sockels von der Säulenachse, ist doch zu gross. Auf ihnen standen Reliefplatten mit 0,10—0,08 cm starkem Grund, der also von der Säulenmitte 0,234 m zurück lag. Höchstens hier könnte das Mass von  $\frac{3}{4}$  Fuss (0,222 m) verborgen sein, wenn die Reliefplatte nicht ganz bis an den hinteren Rand des Sockels geschoben war. Es ist aber verständlich, dass man hier bei

1) Z. B. Nordmarkt in Milet (Bd. I H. 6, Abb. 27).

nicht sichtbaren Rückseiten nicht so genau arbeitete, auch wenn der Hintermauerung beim Entwurf eine Stärke von 1 bezw. 2 Fuss zugeacht war.

Die Sockel tragen weibliche Gewandfiguren in Hochrelief, von denen eine bis auf den Kopf und noch ein Stück bis zum Knie erhalten sind: ihre Stellung ist ruhig, in beiden Fällen mit linkem Standbein. Bei einer höchsten Erhebung von 0,20 m, die an andern Figuren auch überschritten gewesen sein mag, bleibt das Relief im wesentlichen immer noch innerhalb der Säulenachsen. Die Fussplinthe ist ringsum weggebrochen, ihre Form daher unbestimmbar, da keine Beobachtung über Standspuren auf den Sockeloberflächen mitgeteilt sind. Die geringe Stärke der Plinthe von nur 5 cm macht es nicht wahrscheinlich, dass sie wesentlich über den Umriss der Figur vorsprang. Dagegen muss der Hintergrund die ganze Wandfläche bis zum Gebälk bedeckt und an die Nachbarplatten mit dichter Fuge angeschlossen haben. Die Reliefs waren auf den Sockeln verdübelt und am oberen Rande zweifellos miteinander und mit der Hintermauerung verklammert, doch lässt sich das nicht feststellen, da der Grund ebenfalls ringsum fortgebrochen ist. Soweit er erhalten ist, zeigt er eine rauhgepickte Rückseite.

Vom zweiteiligen Gebälk erwähnt Schrader mehrere kleine, grösstenteils weit verschleppt gefundene Bruchstücke, ohne ihre Zahl zu nennen oder sie nach Architrav und Gesims zu scheiden; nur zwei rechte Enden vom Architrav sind hervorgehoben. Der Architrav wird von ihm genauer beschrieben, wenn auch nicht vollständig: so fehlen Masse, und die angeführten weichen von den Angaben in W. Wilbergs Aufnahmeskizze erheblich ab. Daher ist diese unserer Darstellung (Tafel II, 4) zu Grunde gelegt. Der Architrav gliedert sich in zwei Faszien mit Perlstab und Kyma und hat an der Unterfläche eine 6,3 cm breite Soffitte, die nicht genau in der Mitte sitzt. Die Endstücke lassen an der Auflagerspur die Abakusbreite des Kapitells mit 0,28 m Breite bestimmen und beweisen durch den geraden Rand dieser Spur, dass es sich nicht etwa um korinthische, sondern um jonische Säulen handelt. Der Architrav ist 0,206 m hoch und unten 0,267 m breit; an ihn schliesst sich nach hinten mit einem Absatz von 1 cm die Decke des Reliefs, welche 0,26 m tief ist. Von ihr müssten bis zum Reliefgrund 0,10 m sichtbar gewesen sein, doch fehlt auch hier eine Angabe über etwaige Lagerspuren oder Marken.

Vom Gesims ist im Prienewerk nur die Gesamthöhe, 1,87 m, angegeben; die Einzelmasse sind Wilbergs Skizze entnommen. Eine andere Skizze von Schraders Hand, die ich seiner Freundlichkeit verdanke, stellt einen Gesimsbrocken mit abgespaltenem Zahnschnitt dar und enthält nur flüchtig gemessene, stark abgerundete Zahlen. Unbekannt ist die Ausladung des Gesimses, da sein vorderer Rand abgestossen ist, wie auch die Traufnase, die vermutlich tiefer nach unten gereicht hat. Die Zähne laden 7,4 cm aus, ihre Breite beträgt 4,4 cm mit 2,7—2,9 cm breiten Lücken (nach Schraders Skizze 4,2—4,9 und 2,5 cm).

Ziehen wir in Betracht, dass die Zähne im Einheitsmass der Fronten, dem Säulenjoch, aufgehen mussten, dann ergibt sich im Rahmen dieser Zahlen eine Achsweite von 7,4 cm für den Zahnschnitt, das ist  $\frac{1}{4}$  Fuss, wie auch ihre Ausladung, und auf das Joch die überzeugende Anzahl von 16 Zähnen. Die geringen Abweichungen von einigen Millimetern fallen nur infolge des kleinen Masstabes auf; sie können auf Arbeitsfehler zurückgeführt werden, können aber ausserdem auch an den Ecken erforderlich gewesen sein, wo die Ausladung des Profils oft Abweichungen notwendig macht.

Wir wenden uns der Bestimmung der Gesimsausladung zu. Die Darstellung im Prienewerk (Abb. 98) setzt den Grund der Zähne auf die Vorderkante des Kymas, mit der Folge, dass jede Beziehung zwischen dem Rhythmus der Zähne und Ova verloren geht. Häufig herrscht hier eine mangelhafte Bindung, jedoch immer so, dass sie wenigstens über den Säulen, meist aber noch unter den Wasserspeiern eingehalten wird. In unserem Fall liegt die Sache einfacher: die Zeichnung lässt erkennen, dass die Achse des Kymas die Hälfte der Zahnachse beträgt, und das Wilbergsche Mass 3,4 cm, wohl nur am einzelnen Stück gemessen, steht dem nicht im Wege. Es hat daher eine strenge Bindung vorgelegen, und zwar dergestalt, dass in der Säulenachse, wo die Architrave zusammenstiessen, deshalb nicht ein Ei, sondern eine Spitze gegessen hat. Das wird vermieden, wenn der grosse Masstab des Bauwerks es gestattet, das Kymation aus einem besonderen Werkstück zu bilden, war hier aber unvermeidlich, wie z. B. auch am Asklepiostempel in Priene. Nach der Zeichnung beträgt die Ausladung des Architravs 3,5 cm — eine Massangabe fehlt —, der Abstand seines oberen Randes von der Säulenachse also 17,1 cm. Nehmen wir eine Lücke in der Achse der Ecksäule an, so lassen sich hier bei normaler Zahnbreite zwei Zähne und eine Lücke unterbringen, es bleiben aber 3,8 cm bis zum Kymarande übrig, so dass der Rand des letzten Zahnes sogar 3 mm hinter der Unterkante des Architravs liegen würde. Das Missverhältnis wird bei der Anwendung der geringeren Zahnbreiten nur schlimmer, ohne dass wir Platz gewinnen, noch einen dritten Zahn unterzubringen. Daher muss der Säulenachse ein Zahn entsprochen haben. Mit gewöhnlichen Zahnbreiten ergibt die Summe von zwei Lücken und zweieinhalb Zähnen 17,1 cm mit den geringsten Massen, die Zähne von 4,2 cm, die Lücken von 2,5 cm Breite, aber einen Betrag von 15,5 cm. Zwischen diesen Grenzwerten muss die Vorderkante des letzten Zahnes gelegen haben, mit einem gewissen Rücksprung hinter dem Kyma, wie er überall in solchen Fällen zu beobachten ist und hier der von Schrader berichteten Abschrägung des oberen Randes vom Kymation entsprechen würde. Allerdings kann nicht behauptet werden, dass gerade das grösstmögliche Mass von 1,6 cm, wie es Tafel II, 4 zeigt, richtig sein müsste, denn die errechneten Beträge lassen sich noch um ein Geringes verschieben — alle diese Masse sind daher als nicht sicher auf der Zeichnung eingeklammert. Da die Ausladung der Sima überhaupt nicht angegeben ist, bleibt die Gesamtausladung des Gesimses (0,355 m)



problematisch und von der Zuverlässigkeit der Zeichnung im Prienewerk abhängig.

Das Altargebälk hat sehr ungewöhnliche Verhältnisse: nicht nur sind die Oberglieder zusammen beträchtlich niedriger, als der Architrav — das lässt sich durch die geringen absoluten Abmessungen erklären, da dem Architrav als tragendem Teil eine gewisse Höhe gegeben werden musste —, sondern das Gebälk hat als Gesamthöhe nur 0,393 m (richtiger  $1\frac{1}{3}$  Fuss = 0,394 m). Das ist nur wenig mehr als der untere Säulendurchmesser, und man möchte daran denken, dass zum Gebälk noch ein verschwundener Fries gehört haben könnte. Doch das ist ausgeschlossen, weil der Architrav allein von einem Kyma ohne die in solchen Fällen unerlässliche Deckplatte in Gestalt einer krönenden Hohlkehle abgeschlossen ist; die Nachbarschaft des frieslosen Tempels und die Analogie des Pergamonaltars mögen als weitere Belege dienen. Die geringe Gebälkhöhe berechtigt uns, auch für die Säulen eine möglichst geringe Höhe anzunehmen, damit das Gebälk nicht gar zu schwach wirke. Schrader hatte den Säulen die Höhe von 9 Säulenstärken oder rd. 2,70 m gegeben, wir würden sagen, 9 Fuss oder 2,63 m. Aber es ist eine selbstverständliche Voraussetzung, dass Säulenstellungen, deren Massensystem uns bekannt ist, auch in ihrer Gesamthöhe runde Fussmasse enthalten müssen: das ist noch wichtiger, als ein rundes Höhenmass für die Säulen selbst. Da das Gebälk  $1\frac{1}{3}$  Fuss hoch ist, müssen wir für die Säulen das Mass um  $\frac{1}{3}$  Fuss verringern, auf  $8\frac{2}{3}$  Fuss oder 2,563 m (Tafel II, 2), und erhalten so für den Oberbau die Höhe von 10 Fuss (2,957 m). Dabei lassen sich die etwa 1,50 m hohen Relieffiguren noch gut unterbringen, da über ihren Kopf 0,25 m übrig bleiben, etwas mehr, als die Kapitellhöhe betragen haben kann, und das Verhältnis entspricht hierin dem Klagefrauensarkophag sogar noch besser. — Von den Kapitellen der Säulen ist nichts gefunden, man wird ihnen aber, in Anbetracht der attischen Säulenbasen, hermogenische Formen geben dürfen.

Die Grösse des Fundaments erfordert eine Aufteilung der Seiten in 5 bzw. 10 Joche, die einer Länge von 40 Fuss oder 11,828 m und einer Breite von 20 Fuss = 5,914 m, zwischen den Achsen gemessen, entspricht (Tafel I, 3). Mit der Basisausladung erhalten wir Masse von  $41\frac{1}{2} \times 21\frac{1}{2}$  Fuss oder  $12,272 \times 6,358$  m. Diese Gestalt stimmt mit den Angaben der Ausgrabungspublikation mangelhaft überein, welche der Euthynteria das Mass von  $13,20 \times 7,12$  m und ihrem Vorsprung vor der Sockelstufe den Betrag von 6 cm gibt (Priene, 120, 123 Anm.): das würde einen Überschuss von fast 17 cm zu Gunsten der Langseite bedeuten. Aber es ist nicht ersichtlich, worauf die Breitenangabe der Euthynteria beruht, da diese nach dem mitgetheilten Querschnitt an der Rückseite nicht erhalten ist, in Übereinstimmung mit einer zweiten Handskizze, welche ich H. Schrader verdanke und für den Teilschnitt Tafel II, 2 verwendet habe. Sie stellt den Querschnitt durch die Südseite der Hintermauerung dar und enthält die Bemerkung, dass an der Ostseite die Euthynteria fehle. Nur in dieser Skizze ist der Vorsprung dieses Bauteiles

nach der Standspur mit 6 cm notiert; möglicherweise gilt das daher auch nur für die Südseite, denn an der Westseite beträgt er nach Wilbergs Aufnahme-skizze für den Querschnitt im Prienewerk (Priene, Abb. 92, darnach Taf. II, 1) 1,5 cm. Das Fundament an der Ostseite ist nach derselben Zeichnung breit genug, um eine weiter ausladende Euthynteria aufnehmen zu können, und schliesslich ist diese selbst noch ein Teil des nicht sichtbaren Unterbaues, so dass ihre Ausladung durchaus nicht gleichmässig zu sein brauchte. Solange keine ausführlichen Aufnahmen des Fundaments vorliegen, welche die genannten Widersprüche aufklären, auch zu Schraders Rekonstruktionsmassen von 13,17×7,17 m (Priene, 123 Anm.), können wir die Voraussetzung machen, dass der Vorsprung der Euthynteria an der Nordseite grösser, etwa 13 cm, gewesen sein kann (Tafel I, 3).

Bevor wir den Aufbau des Sockels ermitteln, müssen wir uns mit seiner horizontalen Gliederung beschäftigen. Nach den *Ant. of Jonia* IV, Tafel III u. V, war der Sockel mit rechteckigen Vorsprüngen versehen, deren Zahl, und damit auch die Achsweite, den Säulen des Obergeschosses entsprach. Schon dieser Umstand beweist, dass der Zeichnung kein Irrtum, sondern Tatsachen zu Grunde liegen. Ihre Erklärung ist bisher ohne Erfolg versucht worden: Schrader (Priene, 123) hält sie für damals noch vorhandene Säulenplinthen, die im Text erwähnten und oben schon genannten Profile aber für die Profile der Statuensockel, weil nach seiner Anordnung für sie unterhalb der Basen kein Platz ist. Dagegen beruft sich Dörpfeld auf den Wortlaut des englischen Textes (dort, 30, 32); er beseitigt zwar diese Schwierigkeit durch die Einführung des Podiums, muss aber die Vorsprünge ebenfalls auf Säulenplinthen beziehen. Doch sind bei kleineren Architekturen die Plinthen stets aus einem Stück mit den Rundbasen gearbeitet, die folglich auch erhalten gewesen sein müssten, aber dann sicher beachtet worden wären.

Wir sind verpflichtet, diese Vorsprünge als eine tatsächlich vorhandene Gliederung des Unterbaues zu betrachten, dessen Vorhandensein dadurch bewiesen wird; sie ermöglichen uns aber auch, noch weiteres Material zur Ergänzung des Altars heranzuziehen und damit zugleich ein schon oft diskutiertes kunstgeschichtliches Problem zu lösen. Es handelt sich um die zahlreichen, aber leider stark verstümmelten Reste der Gigantomachie, die von Pullan gefunden und ins Britische Museum gebracht worden sind; sie sind nur zum Teil ausgestellt (A. H. Smith, *Catalogue of sculpture* n. 1165—1176), im übrigen magaziniert und nur in wenigen Stücken publiziert (*Ant. of Jonia* IV, Tafel XIX; Rayet, *Milet etc.* Tafel 15; Overbeck, *Griech. Plastik* <sup>4</sup> II, Fig. 217; Brunn-Bruckmann, *Denkmäler* n. 79). Weitere Reste hat die deutsche Ausgrabung gebracht, die jetzt im Konstantinopeler Museum aufgestellt sind (Priene, 111 f., Abb. 81—89). Der Gedanke an einen Relieffries des Tempelgebälks ist früh aufgegeben worden, aus Bedenken technischer Art, auch weil die Reliefs im Innern des Tempels gefunden sein sollten. Letzteres ist aber nicht zutreffend, denn nur Rayet berichtet das auf Grund einer persönlichen Mitteilung C. T. Newtons (a. a. O. II, 19), Newton aber sagt

in der Beschreibung der Skulpturen (*Ant. of Jonia IV*, 33) viel unbestimmter, sie wären nach Pullans Bericht in den Ruinen des Tempels gefunden. Es scheint hier eine auf Gedächtnisfehler infolge ungenauer Beobachtung beruhende Tradition vorzuliegen, denn der Leiter der Arbeiten Pullan berichtet seinerseits (*Ant. of Jonia IV*, 29—30) nur von anderweitigen Bildwerken, die im Pronaon gefunden seien, und anschliessend von einigen Skulpturresten, die wohl nicht zum Gebälkfries gehörten, ohne ihren Fundort anzugeben. Die deutschen Funde endlich stammen aus der Umgebung des Tempels und aus dem aufgeräumten englischen Ausgrabungsschutt. Es fehlt also eine jede zwingende Veranlassung, die Reliefplatten im Innern der Cella unterzubringen.

Die grundlegende Beschreibung stammt von P. Wolters (*Arch. Jahrb.* 1886, 56 f.), der mir auf meine Anfrage seine Beobachtungen in dankenswertester Weise aus dem Gedächtnis bestätigte und ergänzte. Seine Untersuchung ergab, dass das Relief an Platten von 7—15 cm Dicke sass, welche

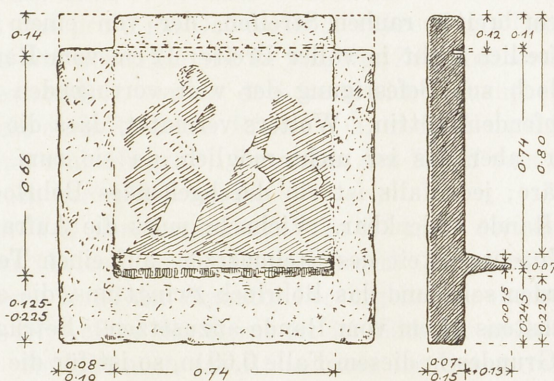


Abb. 2. Reliefplatte vom Unterbau.

an der Rückseite nur ganz grob bearbeitet waren, ebenso wie die gelegentlich erhaltenen Seitenränder (Abb. 2). Daraus ist zu schliessen, dass die Platten mit einem gewissen Spielraum versetzt waren, aber die verschiedenen Stärken, die stellenweise auf nur 3 cm zurückgehen, erklären sich meines Erachtens nicht durch die Art der Hintermauerung, welche man doch eher abgearbeitet hätte, sondern durch die Reliefgestaltung, der zuliebe der Grund gelegentlich stärker ausgetieft wurde. Die Seitenränder sind an der Vorderansicht ebenfalls rau, jedoch immerhin gleichmässiger und als Anschlussflächen zu deuten. An drei oder vier Bruchstücken erhebt sich der Rand um etwa 1 cm über dem Reliefgrund und ist noch von Wolters deshalb als Anschluss einer einspringenden Ecke erklärt worden, aber ohne Berechtigung: der Vorsprung entstand, weil man bei der Ausarbeitung des Reliefs hier tiefer in den Grund gehen musste. Der Rand hat, soweit er ganz erhalten ist, die Breite von 8—19, meistens gegen 13 cm, das Bildfeld ist nur einmal (Wolters p. 21 f.) in der vollen Breite von 0,74 m messbar. Wolters hat schon die Teilung des Reliefs durch kleine Pfeiler erkannt, aber, durch die vermeintlichen Ecken

irreführt, an eine Verwendung als Balustrade gedacht, wozu ihn die wichtige Beobachtung bewog, dass die Komposition auf eine niedrige Lage des Reliefs hinweist (ebenso Smith a. a. O.).

Der untere Rand der Platten besteht aus einem ähnlich bearbeiteten zapfenartigen Streifen, der 12,5—22,5 cm tief ist; möglicherweise sind die kürzeren Stücke unten abgebrochen. Von der sichtbaren Bildfläche scheidet ihn eine scharf vorspringende Fussleiste, die bis zu 13 cm, jedoch niemals vollständig erhalten ist. Ihr vorderer Rand wird ganz dünn, 1,5 cm; nach hinten nimmt die Leiste an Stärke zu und mag an der Platte etwa 7 cm dick sein, hat jedoch keine festen Grenzen, da sie oben allmählich ins Relief verläuft, unten aber in einer rauhen Abrundung an den Zapfen anschliesst. Dieselbe Platte P 21 f zeigt, dass die Leiste am Rande des Bildfeldes aufhörte, ebenso ein Bruchstück der später gefundenen Reliefs (Priene, 112, 5, Abb. 85).

Ebenfalls nur eine vereinzelte Platte (Wolters P 21) ist bis zum oberen Rand erhalten und misst von der Fussleiste an 0,80 m Höhe. Sie hat auch oben einen 14 cm breiten rauhen Streifen, der von einem Architekturglied verdeckt war, freilich nicht in voller Breite: 12 cm vom Rande befindet sich dort ein Bohrloch zur Befestigung der weit vorragenden Lanze der dargestellten kämpfenden Göttin. Wolters vermutet, dass die Umrahmung mit durchbohrt war, aber das ist nicht möglich, da sie zum Befestigen allein stark genug wäre; jedenfalls ist ein durchgehendes Bohrloch nur 2 cm von ihrem unteren Rande undenkbar. Vielmehr muss die Aufrauhung hier, wohl infolge einer Unachtsamkeit des Steinmetzen, auf einen Teil der Bildfläche ausgedehnt worden sein, und das Bohrloch zwingt uns, die obere Begrenzung des Reliefs höchstens 11 cm vom Rande anzusetzen. Betrug daher die sichtbare Höhe des Grundes in diesem Falle 0,69 m, so ist für die Reliefhöhe innerhalb der Umrahmung auch die Leiste, mit Ausnahme der unteren Abrundung, mitzuzählen, etwa 5 cm, so dass das Reliefbild ein Quadrat von 0,74 m Seitenlänge war.

Das Relief bildete eine Reihe von metopenartigen Feldern zwischen Pfeilern und war ringsum eingefalzt, wobei die Fussleiste die Oberfläche der vorliegenden Schwelle bedeckte, welche daher nicht exakt anzuschliessen brauchte. Viel weiter, als erhalten, kann die Fussleiste nicht vorgesprungen sein; ihr vorderer Rand muss scharf aufgehört haben und unten geglättet gewesen sein, um den dichten Anschluss an der Schwelle zu erzielen. Das Relief selbst erhob sich viel höher, bis zu 25 cm, einzelne Teile, wie Gliedmassen, Waffen und andere Gegenstände, können beträchtlich vor der Umrahmung vorgesprungen sein. Ob die oberen Ecken innerhalb der Randstreifen ausgeschnitten waren, wie auf Abb. 2 angenommen ist, lässt sich nicht feststellen, weil diese Stellen überall abgebrochen sind: das würde ermöglichen, auf die Pfeiler einbindende Deckplatten zu legen, die nur über dem Bildfelde eine Einarbeitung für dessen Rand zu haben brauchten und einen festeren Verband mit dem Baukörper herstellten. Nichtsdestoweniger bleibt die Konstruktion sehr auffallend und vereinzelt, denn sie bildet einen lockeren

Mantel um den Bau, der deshalb nicht zu schmal sein durfte; jedenfalls genügt weder die Wandstärke des Tempels, noch die Basis des Kultbildes dazu, ebensowenig eine Balustrade, die zu massiv werden würde, weil auch die Rückseite der Platten verhüllt werden musste. Immerhin muss das Relief aus der nächsten Nähe des Tempels stammen, so dass die Wahrscheinlichkeit für den Altar an sich gross ist. Denn auch die Reliefs zwischen den Säulen sind in ähnlicher Weise mit Fuss- und Hintergrundplatten versehen und vollkommen von der Architektur gelöst, wenn auch ohne anschliessende Umrahmung.

Die Breite der Reliefs von 0,74 m entspricht dem lichten Abstand zwischen den Säulenbasen von  $2\frac{1}{2}$  Fuss, die Breite der Pfeiler also den Plinthen, und das stimmt mit Pullans Plan überein. Damit wäre seine Aufnahme gerechtfertigt und gedeutet, wobei anzunehmen ist, dass bei der gewaltsamen Zerstörung des Altars noch in byzantinischer Zeit die Platten herausgerissen und zerstreut worden sind<sup>1)</sup>, so dass Pullan nur noch einige Pfeiler und Schwellen mit dem Fussprofil am Ort vorfand, während das Deckgesims allerdings nicht mehr in situ liegen konnte. In jüngster Zeit sind auch diese letzten Reste des Aufbaues zerstört worden, doch kann nicht behauptet werden, dass die Profile, vielleicht auch Reste der Pfeiler u. a. in der Umgebung des Altars nicht noch unerkant umherliegen<sup>2)</sup>. Dass aber das Relief zum Altar gehörte, kann schwerlich noch bezweifelt werden.

Der erhaltene Teil des Kernmauerwerks ist nach der Aufnahmeskizze für die Publikation (Priene, Abb. 91) in unserem Querschnitt (Tafel II, 1) durch einen dunkleren Rand der Signatur hervorgehoben, ebenso wie im Teilschnitt Tafel II, 2 der Aufbau des Kerns an der Südseite nach der erwähnten Skizze Schraders. Sie gibt auch das Höhenmass der Euthynteria mit 0,31 m an, während der Text (Priene, 120) sie irrtümlich zu den 0,24 m hohen Schichten zählt. Die übrigen Masse der Skizze sind durch ihre Bezeichnung (z. B. ca. 0,22) als nicht genau charakterisiert. Wir sehen, dass über der Euthynteria zwei Flachsichten von 0,24 m Höhe folgen, dann aber an der Süd- und Ostseite eine über 0,60 m hohe Schicht, welche auch an der Nord-

1) Die frühzeitige Zerstörung hat auch Schrader aus der starken Verwitterung des Kerns und der Verschleppung der Architekturen bis zur Hauptkirche erschlossen. Das von ihm erwähnte Gesimsstück (Priene, 121 Anm.) mit dem Christusmonogramm auf der unteren Lager- (richtiger Spalt-)fläche ist das oben (S. 23) erwähnte auf der Handskizze.

2) Es ist bekannt, wie schwer einzelne herrenlose Architekturteile aus der Fülle der Reste zu deuten sind, wenn für ihre Verwendung keine Anhaltspunkte gegeben sind und, wie im vorliegenden Falle, bei der Rekonstruktion nichts vermisst wird. Bezeichnend für die tückische Rolle, die der Zufall spielen kann, ist es, dass H. Knackfuss im Herbst 1909 auf dem Trümmerfeld das schmerzlich vermisste Eckkapitell des Tempels (Priene, 93 f.), dessen verunglückte Skizzen von J. N. Huyot soviel Ströme von Druckerschwärze hervorgerufen haben, auffand, und zwar offen und noch in derselben Lage, wie es die gleichfalls missratene Textvignette R. Chandlers (Jonian antiquities, Ch. II, 13) darstellt. Es weicht an der einspringenden Ecke in keiner Weise von der Bildung eines normalen jonischen Eckkapitells ab.

seite auf einer Photographie des Prienerwerks (Priene, Tafel VIII) zu erkennen ist. Nur die Westseite erscheint stark abgetreppt und hat über den Flachsichten eine dritte Schicht von 0,28, noch weiter eine von 0,43 m Höhe, die zusammen wieder dreien Flachsichten gleich sind. Nur hier konnte und musste der Treppenaufgang liegen, so dass Pullans Plan an dieser Stelle unberechtigt vervollständigt ist. Dass die Stufen ungefähr 0,24 m hoch sein mussten, folgt aus der Schichtung des Kerns; der Auftritt konnte nicht mehr als 0,40 m betragen, da die Abtreppe der Hintermauerung nur 0,45 m tief ist und sonst eine genügende Überdeckung der unteren Stufe von den folgenden nicht zulassen würde. Die Breite der Treppe und damit die Zahl der Joche beider Flügel liesse sich wohl mit Sicherheit feststellen, wenn Grundrissaufnahmen des Kerns vorhanden wären und zeigen könnten, wie weit sich die Hintermauerung der Stufen und die hohe Hinterfüllung der Flügel ausdehnt; vorläufig aber müssen wir uns mit Wahrscheinlichkeitsgründen begnügen. Von den drei Möglichkeiten, ein, zwei oder drei Joche im Flügel, scheidet die letzte aus, weil sie für die Treppe und den Altarplatz nur ein Drittel des an sich kleinen Baues übrig lassen würde, ferner ist die zweite schon wegen der Zweiteilung der Front unwahrscheinlich, und Dörpfeld weist darauf hin, dass im Innern der Flügel zwecklose Nebenräume entstehen würden. Wir schliessen uns ihm in der Wahl eines einzigen Joches an, denn nicht ohne Grund ist die lichte Tiefe der Halle nur auf wenige Zentimeter bis zum Reliefgrund beschränkt, so dass zwischen den Platten im Flügel noch Platz für eine knapp 2 Fuss, rd. 0,50 m starke Hintermauerung übrig bleibt<sup>1)</sup>.

Zur genaueren Bestimmung der Stufenhöhe kann uns die Höhe der Sockelreliefs, 0,74 m oder  $2\frac{1}{2}$  Fuss, dienen: sie muss mit der Schichtung der Treppen zusammengehen und kann nur drei Stufenhöhen umfassen, auf welche daher das Mass von  $\frac{5}{6}$  Fuss = 0,246 m entfällt. Solcher Stufen erfordert der Mauerkern, der an der Ostseite 1,43 m hoch ist (Tafel II, 1), sieben, die letzte als Plattenpflaster auf seiner Oberfläche, und die obersten Steine des Kerns, die bei 0,32 m Höhe um 10 cm höher liegen, bestätigen diese Annahme, weil man wohl in der Tiefe des Kerns, nicht aber an seiner Oberfläche eine unregelmässige Schichtung erwarten kann: hier hat sie einen bestimmten Grund, denn diese Steine lagen nicht mehr unter dem Plattenpflaster, sondern gehörten offenbar schon zum Kernmauerwerk der Feuerstätte. Bei der Annahme von acht Stufen mit Dörpfeld, welche auch der gewiss nicht ausschlaggebenden Forderung widerspricht, dass man beim Besuch von Kultstätten mit dem rechten Fuss an- und eintreten sollte, würden wir auf diesen einzigen Anhaltspunkt für den eigentlichen Altar verzichten müssen und

1) P. Bonnet in *Revue archéologique* 1920, S. 70, bestätigt aus eigenen Beobachtungen, dass die Freitreppe die ganze Westseite einnahm. Die Säulenarchitektur, an deren Standort zu ebener Erde er auf Grund der Priene-publication glaubt, sollte sich deshalb nur auf drei Seiten des Baues erstreckt haben können.

erhielten ausserdem einen Sockel, der zur geringen Höhe des Reliefs in keinem Verhältnis stände. Dieses bildete die Orthostatenreihe, auf ihm lag die Deckplatte von Stufenhöhe, ferner ist eine Schwelle unter der Fussleiste von gleicher Höhe erforderlich und endlich eine ringsum laufende Sockelstufe. Die siebente Stufe kann nicht als eine Art Architrav über dem Relief eingeschaltet werden, weil dieser mit der Deckplatte zusammen im Vergleich zur profilierten Schwelle zu schwer wäre. Ferner würde die Schwelle, die nach innen nur bis zum Zapfen der Reliefplatte einbinden konnte, bei einer tieferen Lage unmittelbar auf der Sockelstufe liegen, welche nach Tafel II, 2 an der Südseite so wenig tief einband, dass die Schwelle und der Zapfen nicht auf einer durchbindenden Marmorplatte, sondern zum Teil auf der Hintermauerung zu stehen kämen. Endlich aber würden sogar die Köpfe der Relieffiguren noch unter der Augenhöhe des Beschauers bleiben. Alles das spricht dafür, die fehlende Stufe noch unter der Schwelle einzuordnen, so wie es die stufenförmige Hintermauerung der Südseite erfordert. Ein gutes Beispiel eines siebenstufigen Podiums bietet das hellenistische Tor aus der Zeit des Königs Eumenes II. am westlichen Ende des Stadions in Milet (Milet, Bd II, H. 1, Abb. 11,12), dessen Profilierung auch unserer Ergänzung als Vorbild diente, nur dass dort die untere Stufe eine grössere Höhe gehabt hat, am Altar aber nicht. Wir verteilen daher das Sockelprofil auf den unteren Rand der Schwelle und den oberen der zweiten Stufe, damit die Lagerfuge so zu liegen kommt, wie es die Gliederung des Profils erfordert und es am milesischen Beispiel ebenfalls, unter Durchbrechung der Stufeneinteilung, eingehalten ist: der Rest der zweiten Stufe wird dadurch niedriger als die Sockelstufe und dient dem Profil als angemessene Plinthe.

Für die Ausladung des Sockels ist die Breite der Zwischenpfeiler von Bedeutung, die der Säulenplinthe entspricht und daher auch im gleichen Lot gelegen haben muss, damit die Eckpfeiler nicht zu breit werden. Das gilt natürlich nur für den oberen Rand der Pfeiler, im übrigen aber wird der Sockel eine etwas verjüngte Gestalt gehabt haben. Die Deckplatte und die Schwelle können nach dem genannten Beispiel ein Geringes vor der Orthostatenfläche vorgetreten sein, die Ausladung des Sockelprofils im Ganzen  $\frac{1}{2}$  Fuss (14,8 cm) betragen haben. In keinem Fall war es möglich, dass die Sockelstufe den Bau in voller Ausladung umgab, denn dann hätten nicht einmal die Säulenbasen auf der zweiten Stufe Platz. Angesichts des geringen Spielraumes, welchen die Abmessungen der Euthynteria bieten, und der Abtreppe der Hintermauerung, durch welche die Ausladung der unteren Stufe der Freitreppe begrenzt wird, ist es kaum als Willkür zu bezeichnen, wenn wir der Sockelstufe vor dem Fussprofil eine Tiefe von  $\frac{3}{4}$  Fuss oder 0,222 m geben und damit die Sockelmasse des Altars auf  $44 \times 24$  Fuss ( $13,01 \times 7,096$  m) abrunden (Tafel I, 3). Für die lichte Breite der Freitreppe zwischen den Orthostaten verbleiben 29 Fuss = 7,986 m.

Die Tiefe der Treppe lässt sich nicht so exakt bestimmen. Es ist nicht mehr möglich, mit sieben Stufen die Flucht der dritten Säule zu erreichen,

um nach Dörpfelds Vorschlag über der Treppe eine Säulenreihe zu ergänzen: die Stufen müssten dabei einen Auftritt von mehr als 0,45 m erhalten, was durch die Hintermauerung widerlegt wird. Um die Beziehung zur Säulenstellung nicht zu verlieren, dürfen wir die oberste Stufe in die Mitte des zweiten Joches legen und erhalten dabei für die Treppe eine Tiefe von 8 Fuss, für jede Stufe einen Auftritt von  $1\frac{1}{3}$  Fuss oder 0,394 m, und wenn wir der Rückwand der Halle die halbe Stärke der Flügelbauten geben, d. h. der tragenden Wand hinter den Reliefs die Stärke von etwa 1 Fuss, so bleiben für die Breite der Altarterrasse 12 Fuss, die Hälfte der Gesamtbreite des Altars, übrig. Solche einfachen Verhältnisse, die leicht im Sinne des Entwurfes liegen konnten, bilden immerhin eine gewisse Bestätigung für die Ergänzung. Auch in der Höhenentwicklung ergibt sich eine einfache Beziehung, wenn man die Unterstufe als eine besondere Basis betrachtet, auf welcher sich das ganze Bauwerk erhebt: die sechs Stufen des Sockels, zusammen 5 Fuss oder 1,478 m, bilden die Hälfte des 10 Fuss hohen Oberbaues, und die Sockelstufe ist ein Sechstel des Sockels (Tafel I).

Die Konstruktion des Sockels ergibt sich aus der Pfeilerstellung: die Tiefe der Pfeiler entspricht jedenfalls der Halbsäulenstellung im Hauptgeschoss und gleicht mit  $\frac{3}{4}$  Fuss (0,222 m) ihrer halben Stirnbreite, denn tiefere Nischen würden das Relief zu sehr verschwinden lassen, andererseits bedürfen die Pfeiler einer gewissen Stärke, um tragfähig zu bleiben, da auf ihnen die Säulen ruhten. Die Form des Kernmauerwerks zeigt, dass hinter den Reliefplatten ein Spielraum von etwa 15 cm verblieb (Tafel I, 3; II, 1, 2), welcher nur mit kleineren Steinen ausgefüllt gewesen sein konnte. Ob die Platten in die Pfeiler eingefalzt waren, oder ob diesen besondere Innenpfeiler hinter den Platten entsprachen, lässt sich nicht entscheiden; jedenfalls aber standen die Säulen durchaus sicher auf den Pfeilern, während die Deckplatten als Brückensteine den leichteren Einbau der oberen Reliefs mit ihren Sockeln tragen konnten. Die tragenden Wände aber standen bereits auf dem massiven Kernmauerwerk.

Da die obere Säulenreihe fortfällt, müssen wir die Frontarchitektur des Obergeschosses auch an den Innenseiten der Flügel fortsetzen. Sie umfasste hier vier Joche mit einer Ante anstelle der fünften Säule, um den Übergang zum kurzen Wandstück bis zur Rückwand des Hofes zu vermitteln. Dass die Architektur sich auch auf die Rückwand erstreckte, ist wenig wahrscheinlich, denn sie würde den immerhin kleinen Raum zu sehr einengen, zu nahe an die Feuerstätte herantreten, die wir nun nach den Resten des Kerns anordnen müssen, und in den Ecken zur Anordnung einer Viertelsäule führen, eine Lösung, die im jonischen Stil immer vermieden worden ist. Eine glatte Wand, für die wir uns daher entscheiden werden, wird in der üblichen Weise im Schichtenwechsel erbaut gewesen sein, mit einem vortretenden Sockelstreifen in der Höhe der Basisschicht und einer höheren Orthostatenreihe.

Ob über dem Gesims noch ein weiterer Akroterien- oder Statuenschmuck aufgestellt war, und wie die Oberfläche des Gebälks überhaupt ausgebildet



war, lässt sich mangels einer ausreichenden Beschreibung nicht feststellen. Schrader beschränkt sich (Priene, 126) nur darauf, zu sagen, dass oben keine durchlaufenden Schichten gelegen haben, bringt aber keine positiven Angaben, ob die Oberfläche rau oder geglättet war, ob der hintere Rand für den Anschluss weiterer Deckplatten hergerichtet war und ob nach hinten Klammerlöcher zu beobachten waren. Sollte das nicht der Fall gewesen sein, so muss zur Fugendichtung ein Aufstrich von Lehm angenommen werden.

Für die Gestalt des eigentlichen Opferherdes bleiben wir in der Hauptsache auf Vermutungen angewiesen. Bei den engen Beziehungen, die dieser Altar zum Tempel hat, kann die Frage nach seiner Orientierung nicht unabhängig vom Hauptbau gelöst werden. Beim pergamenischen Altar lag die Feuerstätte in einem grossen, bis auf die fehlende Rückwand im Westen einheitlich ausgestatteten Hofraum, während für Priene alles dafür spricht, dass der Opfernde nicht mit dem Rücken zum Tempel und, nach Osten blickend, vor der geschlossenen Mauer stand, sondern die heilige Handlung eher mit dem Angesicht zum Tempel vollzog, dessen Tor geöffnet war, das Opfer also der dort stehenden Göttin darbrachte. Dort auf dem Tempelplatz versammelte sich auch die Opfergemeinde, und es ist verständlich, dass die Altarterrasse nach Westen hin offen war, denn eine Säulenhalle von so geringen Abmessungen würde die Opferhandlung dem Anblick der Festteilnehmer wie auch der Stadtgöttin entzogen haben. Dank der Westorientierung gewinnen wir für den Herd noch weiteren Raum, da seine Vorderkante nun den natürlichsten Platz unmittelbar über der letzten Stufe der Freitreppe erhält, während sonst der Standplatz des Priesters um die Tiefe einer Stufe eingerückt werden müsste.

Die Höhe des Opferherdes ist immer der menschlichen Gestalt angemessen und kann 1 m nicht wesentlich übersteigen. Dazu kommt noch die Höhe der Prothesis, der wir das Mass einer bequemen Stufe geben können, dem ganzen Aufbau somit rund 4 Fuss oder 1,183 m (Tafel II, 1). Für den östlichen Rand dieser Prothesis ist die Erhaltung des Kernmauerwerks von Bedeutung, bis zu dessen höchsten Schichten im Innern das Plattenpflaster gereicht haben kann, um hier noch von der Altarstufe ein wenig überdeckt zu werden. Der zeichnerische Versuch lässt zwischen der Stufe und der Wand einen ausreichenden Gang von 3 Fuss (0,887 m) übrig und gibt dem Altar eine Gesamtbreite von 9 Fuss, wovon auf die Stufe etwa  $2\frac{1}{2}$  Fuss (0,74 m) zu rechnen sind<sup>1)</sup>, für den Altarkörper aber am Sockel  $6\frac{1}{2}$  Fuss, an der Deckplatte etwa 6 Fuss oder 1,75 m. Es ist das für den Altar des Haupttempels kein zu grosses Mass, so dass an Einschränkungen durch andersartige Anordnungen nicht gedacht werden kann. Für die Längenausdehnung

1) Die Altäre von Mamurt-Kaleh (Ergänzungsbd. IX des Arch. Jahrb., 33), auf der Theaterterrasse (Alt. v. Perg. Bd. IV, Tafel XXXIV) und im Demeterbezirk von Pergamon (Ath. Mitt. 1910, 375) haben Stufen von 0,88, 0,74 und 0,80 m, die Altäre selbst 2,90, 2,56 und 3,60 m Breite.

des Opfertisches hätten wir vielleicht ebenfalls Anhaltspunkte im Kern, müssen uns aber vorläufig auf die Erwägung beschränken, dass an beiden Enden der Platz für die Opferdiener war, dass hier ein stattlicher Durchgang von der Freitreppe nachbleiben musste, und dass der Rand hier nicht zu nahe an die Säulenarchitektur heranreichen durfte. Diesen Anforderungen genügt eine Länge der Deckplatte von 20 Fuss oder 5,90 m. — Der Aufbau des Brandherdes aus Sockelplinthe, dem üblichen Fussprofil, Orthostatenreihe und Deckplatte mit Kymation und Randleiste ist so typisch, dass er keiner Rechtfertigung bedarf, eher die Flügelaufsätze an den Enden, für die es jedoch zahlreiche Parallelen auf Vasenbildern, sowie monumentale Reste, z. B. in Mamurt-Kaleh, gibt. Die bei kleinen Altären häufige Lösung, dass der Aufsatz auch der vorderen Langseite entlang geführt wird, ist hier vermieden, um den Opfernden nicht zu verdecken. Ebenso typisch und oft besprochen ist die Volutenverzierung an den Ecken, welche insbesondere an einem hellenistischen Beispiel in Milet, das schon oben erwähnt ist (S. 18), wiederkehrt, allerdings in Giebelform. Doch ist hier von einem so strengen architektonischen Aufbau, der ein vollständig ausgebildetes Gesims als Kopfprofil des Altars voraussetzt, abgesehen worden.

Für die Datierung des Altars ist das Plattenpflaster des Vorplatzes von Bedeutung. Es erstreckt sich genau in der Breite des Tempels und längs der Schmalseiten des Altars bis zur östlichen Flucht seines Sockels (Tafel III; Priene Tafel IX), nimmt also deutlich auf beide Bauwerke Bezug und kann in keinem Falle unabhängig vom Altar entstanden sein. Es ist sorgfältig über einem besonderen, polygonal gefügten Fundament verlegt, entspricht aber mit seiner Anordnung von Platten ungleicher Länge in verschieden breiten, ost-westlich laufenden Bahnen dem Pflaster in der Cella des Tempels, welches mit der durch Münzfunde in die Zeit des Königs Orophernes (nach 158 v. Chr.) datierten Kultbasis zusammengeht (Priene, 110 f., 127). Die kurze Bemerkung Schraders, dass die Euthynteria des Tempels und des Altars für den Anschluss des Pflasters nachträglich hergerichtet sei, ist leider unklar: für den Tempel wäre das verständlich, weil sie bis auf einen schmalen Saum rauh war, jedoch für den Altar enthält seine Skizze von der Südseite (oben S. 23) die Bemerkung, dass die Ausgleichsschicht an der Süd- und Nordseite glatt wäre, an der Westseite aber nachträglich für den Anschluss des Pflasters aufgerauht zu sein scheine. Es ist aber nicht verständlich, weshalb eine ursprünglich glatte Fläche noch aufgerauht worden wäre, was doch nur geschieht, um bei unbearbeiteten Steinen die Arbeit des Glättens zu sparen, bzw. weshalb nur die Nord- und Südseite ursprünglich glatt gearbeitet oder nachträglich nicht auch nur aufgerauht worden wären. Der Sachverhalt spricht darum mehr für eine Gleichzeitigkeit von Pflaster und Altar; eher wäre dagegen anzuführen, dass das Pflaster nicht unter seiner Sockelstufe untergreift, sondern einen Streifen der Euthynteria sichtbar lässt. Allein auch das ist in der griechischen Baukunst durchaus nicht selten. Die Glättung der Euthynteria, die an der Westseite vielleicht nur zufällig etwas

rauer geraten war, legt die Vermutung nahe, dass bei der Erbauung des Altars die Pflasterung des Vorplatzes schon in Aussicht genommen war.

Ohne Bedeutung für die Entstehung des Baues sind die von Schrader erwähnten Inschriftreste vom Architrav (Priene, 126), welche sich auf eine Weihung des Altars an den Kaiser Augustus bezeichnen. Es ist bekannt und ebenfalls durch Inschriften an der Tempelarchitektur bezeugt, dass der Tempel, somit auch der Altar, später zugleich auch dem Augustuskult diente (Priene, 110), und aus dieser Zeit stammt der monumentale Torbau. Die Inschriftarchitrave des Altars werden jedenfalls auf den Flügeln gelegen haben.

Nach der wiedergewonnenen Gestalt des Altarbaues hatten zwischen den Säulen 30 Frauenfiguren Platz. Ein Anhaltspunkt für eine neue Erklärung ihrer Bedeutung ist dadurch nicht gegeben, eher kann die Zahl als Bestätigung für Schraders Deutung als einen Festchor von Frauen oder Mädchen dienen. Schrader denkt bei ihrer Gewandbehandlung an attische Vorbilder des IV. Jahrhunderts, ohne in ihren Körperformen dafür eine Bestätigung zu finden (Priene, 127): vielleicht ist auch schon die Faltengebung des Gewandes dafür zu stark entwickelt; sie ist jedenfalls bedeutend differenzierter, als bei den Figuren des Klagefrauensarkophags, und lässt sich gut mit der Gruppe pergamenischer Frauenfiguren vergleichen, die in der Gegend des Altars gefunden sind (Alt. v. Perg. VII, n. 47—97, besonders Tafel XX, XXI, XXIII, XXIV). Die Übereinstimmung liegt vorwiegend in den verschiedenen starken, z. T. straffen Zugfalten an den sich durchdrückenden Körperformen und in den schweren Falten des Chitons an den Füßen<sup>1)</sup>. Im Grunde genommen unterscheiden sich die Reliefs des Sockels von ihnen nur durch den halb so grossen Masstab, der zur Vereinfachung der Gewandformen zwang, und durch ihre heftige Bewegung. Wenn diese Skulpturen jemals in das IV. Jahrhundert datiert worden sind, so geschah das unter dem Zwang der Vorstellung, dass sie zum Tempel gehören, der von Alexander d. Gr. geweiht wurde. Der Gedanke, dass diese keineswegs hervorragenden Werke ein Vorbild für den Fries von Pergamon sein könnten, ist bald aufgegeben worden, und schon Wolters betonte besonders das Gegenteil, ihre unzweifelhafte Abhängigkeit von Pergamon (Arch. Jahrb. 1886, 63). Alle damit verbundenen Schwierigkeiten, besonders die Frage nach der Verwendung des Reliefs, lösen sich in überzeugender Weise durch seine Zuweisung zum Altarbau. Die Zahl der Bildfelder betrug nur 22, es dürfte demnach sicher sein, dass allein der Gigantenkampf ihren Inhalt bildete, wie in Perga-

1) In einer ungedruckten Göttinger Dissertation „Die Monumentalaltäre des Altertums“ 1923 erwägt R. Hallo ebenfalls die Möglichkeit, dass wenigstens die Reliefs im II. Jahrhundert beendet worden seien, wenn nicht gar der ganze Altar erst dann erbaut worden sei. Allerdings sagt er vorher, der Altar sei sicher gleichzeitig mit dem Tempel. Seine architektonischen Erwägungen sind durchaus in Abhängigkeit von Schraders Rekonstruktion, aber auch sonst abwegig, da er z. B. die reliefmässige Säulenstellung für ein früheres Stadium der Entwicklung hält, welche später zu einer völligen Freistellung, wie in Pergamon, geführt hätte.

mon, und daran können die neuen Belege Schraders für einen Amazonenkampf (Priene, 112, Abb. 87—89) nichts ändern.

Es bedarf durchaus nicht erst des Zeugnisses dieser Skulpturen, um den Altarbau als ein verhältnismässig spätes Werk zu erweisen. Er gehört in die Gruppe von Hofaltären, die an Pergamon anknüpfen, und von denen wir ferner noch Beispiele aus Magnesia und Kos kennen<sup>1)</sup>. Ein Blick auf die Gestalt unseres Altars (Tafel III) überzeugt, dass er ohne Pergamon gar nicht denkbar wäre. Vom Vorbild unterscheiden ihn vor allen Dingen seine bescheidenen Abmessungen, das übrige sind nur Folgeerscheinungen des Raummangels: der niedrige Sockel zur Vermeidung einer zu grossen Treppe, das Fehlen einer Säulenstellung darüber und die reliefmässige Ausgestaltung der Hallen an den übrigen Seiten. Es ist durchaus wahrscheinlich, dass auch hier ein Figureschmuck über dem Gebälk nicht gefehlt haben wird, während andererseits Dörpfeld zwingend vermutet hat, dass in Pergamon wiederum über dem Podium in der Umgangshalle, welches den Statuensockeln unseres Altars entspricht, zwischen den Säulen nach unserem Beispiel ebenfalls figürlicher Schmuck zu ergänzen ist. Nur der Ersatz des fortlaufenden Sockelfrieses durch einzelne getrennte Bildfelder in Priene ist ein Unterschied, der keinen ersichtlichen Grund hat, aber schwerlich zu Gunsten der künstlerischen Gestaltungskraft der jonischen Meister ausgelegt werden kann.

Im Einzelnen wird die spätere Entstehung des Altars durch Schraders Beobachtung unterstützt, dass an der Verdübelung der Euthynteria und der Stufen der horizontale Gusskanal Anwendung findet (Priene, 127), während am Tempel noch die Verdübelung in den Stossfugen üblich ist. Für den Sockelbau fanden wir die geeignete Analogie in einem milesischen Bau aus der mittleren pergamenischen Königszeit, und vermutlich noch jünger ist das Podium des Altars der ägyptischen Götter (Priene, 164 f.). Entscheidend ist die Verwendung von Säulenbasen attischer Form, die in Pergamon, mit alleiniger Ausnahme des jonischen Tempels im Gymnasion und gerade des Altars, vorherrscht, in Milet aber in hellenistischer Zeit bei jonischer Architektur bisher noch nicht nachgewiesen ist. Natürlich ist an eine Beeinflussung Prienes durch Pergamon in formalen Einzelheiten nicht zu denken, vielmehr ist die Verbreitung der attischen Basis auf die künstlerische Tätigkeit von Hermogenes<sup>2)</sup> im benachbarten Magnesia zurückzuführen, wo diese Form seit dem II. Jahrhundert ausschliesslich verwendet wird. In Priene selbst kennen wir sie nur bei Bauten, die nicht vor der Oropherneszeit, der Mitte des II. Jahrhunderts, entstanden sind (die Nordhalle des Marktes, das untere Gymnasion). Wenn der Altar, trotz der Nachbarschaft des Tempels, ebenfalls diese Form hat, so muss sie bereits fest eingebürgert gewesen sein. Der

1) Kos: R. Herzog, Arch. Anz. 1903, 8, 191; dass der Altar von Magnesia noch seiner richtigen Ergänzung harret, kann ernstlich nicht bezweifelt werden. Vorarbeiten sind auch dafür von Dörpfeld gemacht worden.

2) M. Schede im Künstlerlexikon s. v. Hermogenes.

Architrav bietet keine Anhaltspunkte zur Datierung, wohl aber das Gesims, welches zwar alle Glieder der kanonischen Folge enthält, aber, besonders die oberen mit der Sima, in so eingeschrumpfter Form, dass es noch nicht die Höhe des Architravs erreicht. Die Verkümmernng des Gesimses ist bei spät-hellenistischen Bauten nicht selten, allein nicht als unmittelbare Analogie zu benutzen, weil in dieser Zeit das Gebälk in der Regel bereits den Fries hat. In der frühhellenistischen Zeit herrscht dagegen die strenge Zweiteilung des Gebälks, die nur bei kleineren Bauten, wie am Asklepiostempel zu Priene, zu Gunsten gerade des Gesimses durchbrochen wird. Für weitere Beobachtungen, z. B. an der Verklammerung und Verdübelung, der technischen Behandlung der Fugen-, Lager- und Ansichtsflächen, reicht das veröffentlichte Material leider nicht aus, nur für die Reliefplatten hat Wolters festgestellt, dass die Sorgfalt der Herrichtung viel zu wünschen übrig lässt.

In der hellenistischen Geschichte der Stadt ist nur ein Fall bekannt, der Anlass zu grösseren Bauarbeiten am Tempel gegeben hat: der Orophernes-krieg 158 v. Chr. Dass der Tempel bei der Verteidigung gegen den bereits eingedrungenen Feind gelitten hat, ist sehr wahrscheinlich, weil wir nicht annehmen können, dass der Tempel bis zu jener Zeit unvollendet, ohne Kultbild und Altar gestanden habe. Die Arbeiten, welche der König als Ausdruck seiner Dankbarkeit ausführen liess, hatten einen grösseren Umfang, als man angenommen hat, denn ausser der Herrichtung der Cella dürfte auch der Abschluss der Hinterhalle, die dorische Halle und manche andere Ausstattung des Bezirkes auf ihn zurückgehen, schwerlich aber eine teilweise Erneuerung des Tempelgebälkes. Dem Kultbilde diente die berühmte Parthenos in Athen als Vorbild, und es liegt nahe, dass er den bestehenden Altar in Anlehnung an den kurz vorher entstandenen und weitberühmten Altar in Pergamon durch einen stattlichen Neubau ersetzen liess.